

Ein Opfer des Beichtgeheimnisses

Ein Opfer des Beichtgeheimnisses

(Fortsetzung)

„Sehr wahr“, antwortete der Doktor, ein wohlbeleibter Herr mit gutmütigem Gesichtsausdruck, und nahm eine Priße aus seiner goldenen Dose. „Ich bin überhaupt für einen ehrlicheren Kampf, als er oft von unserer Partei geführt wird. Und was die Verstaatlichung der Krankenpflege angeht mit bürgerlichen Pflegern und Pflegerinnen statt der Nonnen, so bin ich ganz entschieden dagegen. Habe die Geschichte als junger Assistenzarzt in Italien und im letzten Kriege mitgemacht. Ja, solange die bürgerlichen Pflegerinnen einen schönen, jungen, leicht verwundeten Offizier zu pflegen haben — a la bonne heure! Aber da lassen Sie einmal die Pocken oder die Cholera ins Lazarett kommen, da sollen Sie sehen, wie weit der Helldenmut geht. Auf und davon sind sie wie die Mäuse, wenn sich die Katze zeigt! Nein, nein, da lob' ich mir die Schwestern; die halten stand vor den Kugeln wie vor der Pest, und man kann sich auf sie verlassen, sie stehlen nicht und arbeiten umsonst, während der Staat die bürgerlichen Pflegerinnen für ihre Faulenzerei — es gibt ja auch unter ihnen ehrenwerte Ausnahmen — noch mit schwerem Gelde besolden muß. Bleibt mir mit derartigen Experimenten vom Leibe!“

Nach dieser langen Rede pustete der Doktor, leerte sein Glas und wollte aufstehen. Der Maire aber hielt ihn am Arme fest und sagte: „Nach diesem wackeren Ritt auf Ihrem Stedenpferde müssen Sie noch eine Flasche mit uns auf den Erfolg der nächsten Wahlen leeren. Wir spielen eine Partie Domino darum. Geschwind, Herr Wirt, das Tischchen und die Steine!“

„Meinetwegen“, entgegnete der Doktor, „aber nur eine Partie! Es geht schon auf 10 Uhr, und ich muß noch einen Besuch bei der Frau des Tagelöhners Lecomte machen.“

Rasch hatte Carillon das grüne Tischchen unter die Hängelampe gerückt, und man setzte sich zum Spiel. Der spindeldürre Notar war Partner des wohlbeleibten Doktors, und der Gemeindevorsteher hatte die Ehre, mit seinem Vorgesetzten zu spielen. Das Glück war entschieden auf der Seite des Doktors, und

er war in der besten Laune, während umgekehrt der Herr Bürgermeister seinen Unmut am Gemeindevorsteher ausließ, der keineswegs schmeichelhafte Bemerkungen über sein Spiel hinunterwürgen mußte. Auch jetzt hatte der Doktor prächtige Steine.

„Wie steht die Partie?“ fragte er neckend. „Das wissen Sie wohl“, antwortete ingrimmgig der Maire; „86 zu 0 — dank dem bewunderungswürdigen Spiele dieses Rhinoceroses — Pardon! ich meine den klugen Herrn Gemeindevorsteher.“

„Ha, ha, ha — dann aufgepaßt, Herr Notar! Wir machen die Herren diesmal Schneider comme il faut! Ich setze Blankzwei“, rief triumphierend der Doktor, welcher 5 Blank und 3 Zwei in der Hand hatte.

In diesem Augenblicke wurde Herr Carillon, der händereißend hinter dem Doktor stand, hinausgerufen und kam sofort mit der Nachricht zurück, die Magd von Madame Blanchard sei da und wünsche den Herrn Gemeindevorsteher zu sprechen; es scheine bei ihrer Herrschaft etwas nicht in Ordnung zu sein.

„Nicht stören während des Spiels!“ brummte der Doktor.

Aber froh, einen Vorwand zu haben, der sichern Katastrophe zu entgehen, legte der Bürgermeister seine Steine nieder und sagte, der Herr Gemeindevorsteher werde doch erst hören wollen, was es sei; wenn allensfalls Madame Blanchard etwas Ernstes zugestoßen wäre..

„Ach, der Quiscl stößt nichts Ernstes zu, bis sie den letzten Heller an den Bettlerpack verplempert hat“, sagte ärgerlich der Gemeindevorsteher und warf seine Steine ebenfalls auf den Tisch. „Die Jeannette mag hereinkommen.“

„Die Steine behalten! Wir sind in einer Minute fertig!“ rief der Doktor, die Stirne runzelnd; als er aber das arme Mädchen mit verweinten Augen eintreten sah, warf auch er die Steine hin und fragte: „Nun, Jeannette, was gibts denn? Hat deine Herrin einen bösen Fall über eure steile Treppe getan? Muß ich kommen? Ist sie lebend oder tot?“

„Ich weiß es nicht“, jammerte das arme, verwachsene Ding und suchte einen neuen Tränenstrom mit seiner Schürze abzutrocknen. „Aber sie ist gewiß totge-“

schlagen worden; die alte Susanne meint es auch.“ Und ein neues krampfhaftes Schluchzen ersticke ihre Worte.

„Totschlag in meiner Gemeinde“, sagte der Maire unglaublich, „wie kommst du auf diese ungeheuerliche Idee?“

Es dauerte eine Weile, bis sich Jeannette soweit erholt hatte, daß sie erzählen konnte, ihre Herrin sei schon am Vormittag zum Herrn Pfarrer ins Kloster hinaufgegangen und sei seither nicht zurückgekehrt, obschon sie zum Mittagessen heimkommen wollte.

Ach, sie wird beim Pfarrer von irgend einem Kranken gehört haben und läuft nun mit ihrem Armkorbe — weiß Gott wo — in den Bergen umher“, sagte ärgerlich der Gemeindegemeinderat.

„Nein, nein“, fuhr Jeannette schluchzend fort, „sie wollte beim Pfarrer das viele Geld holen und gleich zurückkommen.“

„Das viele Geld?“ riefen alle und machten große Augen.

„Ja, das viele Geld, das der St. Joseph-Verein gesammelt hat und mit dem das Krankenhaus gebaut werden soll. Viele tausend Franken!“

„Capristi!“ rief der Maire und sprang von seinem Sitze auf. „Und da kommst du erst jetzt, uns das zu sagen?“

„Ach, Herr Bürgermeister“, klagte das armselige Geschöpfchen, „ich habe gewartet bis es dunkel wurde. Und dann wollte ich die Frau Gemeindegemeinderat um Rat fragen; aber sie schlug mir die Türe vor der Nase zu und sagte wie gewöhnlich, sie wolle mit Bettelpack nichts zu tun haben. Und dann habe ich mich gefürchtet, im Dunkeln auszugehen, und schließlich bin ich doch zur alten Susanne hinaufgelaufen, und die hat mir gesagt, sie habe Madame Blanchard Schlag 10 Uhr ins Kloster gehen sehen und seither nicht mehr erblickt. Ich bat nun Susanne, mit mir zum Pfarrer zu gehen; denn allein würde ich mich bei Nacht um alles in der Welt nicht ins Kloster hinein wagen, da die Leute sagen, es spuke darin. Aber Susanne wollte nicht und sagte, der Herr Pfarrer sei unwohl und habe auch nicht gestattet, daß man ihm das Abendessen bringe. Man dürfe ihn heute abend nicht mehr stören.“

„Das wollen wir doch sehen, ob man den Herrn nicht stören darf!“ rief der Maire, den Schnurrbart in die Höhe streichend. „Meine Herren, das sonderbare Verschwinden dieser Frau, die angeblich eine große Summe beim Pfarrer holte, muß

aufgeklärt werden, und zwar sofort. Sie, Herr Gemeindegemeinderat, werden sich augenblicklich zu dem Herrn verfügen und nach dem Verbleiben Ihrer Schwester erkundigen. Sollten die Antworten nicht ganz befriedigend ausfallen, so werden wir ein Verhör und eine Hausdurchsuchung vornehmen. Der Herr Notar wird die Güte haben, mit mir ebenfalls ins Kloster hinaufzugehen; wir werden vor dem Zimmer des Herrn Pfarrers warten, um gleich zur Hand zu sein, wenn der Herr Gemeindegemeinderat nicht befriedigt werden sollte. Wollen Sie uns nicht auch begleiten, Herr Doktor?“

„Dafür sehe ich vorderhand absolut keinen Grund“, sagte der Doktor und ließ sich seinen Aberrock reichen. „Ich gehe zu Lecomte und dann nach Hause, wo man mich rufen kann, wenn man meiner bedarf. Es wird aber wohl nicht nötig sein, und ich rate den Herren, sich, vielleicht in der löblichen Absicht, etwas Wahlpolitik zu treiben, nicht lächerlich zu machen. Wer wird den Herrn Pfarrer für das Verschwinden dieser guten alten Dame verantwortlich machen — wenn dieselbe wirklich verschwunden ist!“

„Wer redet denn hier von Wahlpolitik, wenn uns das Amt die traurige Pflicht auferlegt, unverzüglich und mit Energie einem wahrscheinlichen Verbrechen nachzuforschen?“ rief der Maire mit Pathos. „Nichts für ungut!“ lachte der Doktor, mit dem Hute grüßend und sich empfehlend. „Nehmen Sie meinerwegen nur gleich den Gendarmen und den Feldhüter mit und lassen Sie den Küster die große Glocke ziehen — das wird Eindruck machen.“

„Unverbesserlicher Spötter!“ sagte der Maire ärgerlich. „Abgesehen von den Gendarmen können wir für alle Fälle mitnehmen, und der Küster —“

„Der Küster, Herr Bürgermeister, ist gestern nachmittag nach Marseille gegangen und noch nicht zurück. Er hat den Schlüssel seiner Wohnung bei mir hinterlegt. Der Gendarm sitzt bei einem Glase Absinth in der vorderen Stube“, erklärte der Wirt.

„Nehmen Sie den Schlüssel der Küsterwohnung mit sich und rufen Sie den Gendarmen. Wir wollen in aller Stille miteinander hinauf.“

Achtes Kapitel Der Besuch des Maires

Die drei Herren gingen schweigend dem alten Kloster zu. Carillon und der Gen-

darm, die sich mit einer Laterne versehen hatten, folgten ihnen. Als sie von Dorfgasse aus den Hofraum vor dem alten Gebäude betraten, sahen sie die Fenster der Pfarrwohnung hell erleuchtet. „Ei, der Herr Pfarrer ist noch munter“, sagte der Maire. „Ist das nicht auffallend zu so später Stunde, da er doch wegen Unwohlseins nicht gestört werden wollte?“

„Und seht, wie unruhig er hin und her geht! Bald erblickt man seinen Schatten am Fenster, und bald verschwindet er!“ bemerkte der Notar.

„Hm, hm, es ist ja, als ob er in großer Aufregung wäre. Sollte am Ende die alte Susanne doch zu ihm gegangen sein und ihm von dem Verschwinden der Frau gemeldet haben?“ sagte der Maire.

„Das glaube ich nicht. Die würde es nie wagen, zu so später Stunde — es ist nach 11 Uhr — den unheimlichen Bau zu betreten“, meinte Carillon.

„Nun denn voran! Wie kommen wir hinauf? Müssen wir läuten? Es wäre mir lieber, wir könnten den Herrn Pfarrer etwas überraschen“, sagte der Maire. „O, ich habe ja die Schlüssel Losers!“ entgegnete Carillon und öffnete ohne Schwierigkeit die Pforte.

Als Loser nach seiner unvollendeten Beicht Abbe Montmoulin verlassen hatte, war dieser eine Weile außer sich vor Aufregung gewesen. Madame Blanchard ermordet! Ihre Leiche drunten in der Sakristeikammer! Der Mörder mit seinem Raube im Begriffe zu entfliehen, ohne daß er ihn daran hindern konnte oder durfte! Er durfte ja von der ihm eben in der Beicht gemachten Mitteilung nach außen keinen Gebrauch machen. Aber war es denn wirklich eine wahre Beicht? Darüber konnte auch nicht der mindeste Zweifel bestehen. Der Mann hatte freilich nicht die rechte Seelenstimmung gehabt, aber doch den Willen zu beichten, und hatte ihm als dem Stellvertreter Christi dieses Verbrechen gestanden. Zum Überschuß griff Abbe Montmoulin zur Moralthologie Lehmfußs und las darin den Abschnitt über das Beichtgeheimnis nach. Er hatte die gute Gewohnheit, auch wenn er seiner Sache ganz sicher zu sein glaubte, zu seiner Beruhigung, wenn immer möglich, das Urteil bewährter Theologen nachzulesen. Die Sache war zweifellos. Er stand unter der Verpflichtung des Beichtsigills und mußte nun alle Folgen

über sich ergehen lassen.

„Mein Gott“, sagte er zu sich, „man wird am Ende mich selbst für den Täter halten! — Aber nein! So wirst du mich doch nicht prüfen lassen! Das wird auch kein Mensch von mir glauben, daß ich einer solchen Tat fähig wäre! Und dennoch, auch wenn das der Fall wäre, dürfte ich nicht reden und müßte eher meine Ehre, mein Leben opfern, wie ich es ja selber gestern auf der Kanzel gesagt habe. O mein Gott, möge dieser Kelch an mir vorübergehen! Ich bitte nicht allein meinetwegen, obschon ich gern gestehe, daß auch ich die Bitterkeit des Opfers für meine Person entsetzlich empfinden würde; ich bitte um meiner armen alten Mutter willen, die ein solcher Schlag töten könnte; ich bitte um der Gemeinde, um der katholischen Kirche willen, die schweren Schaden und bittere Schmach durch mich empfangen müßte, um der vielen schwachen Seelen willen, die an einem des Mordes angeschuldigten Priester schweres Argerniß nehmen würden! Aber nein — es ist nicht möglich; meine Angst und Aufregung malen mir jetzt leere Schreckbilder vor. Die liebe Mutter Gottes wird mich in Gnaden schützen!“

Abbe Montmoulin war bei diesem Gebet auf sein Betpult gekniet und hatte die Hände zum Gekreuzigten und zur schmerzhaften Mutter Gottes erhoben. Dann griff er zu seinem Rosenkranze und betete eine lange Zeit im Zimmer auf und ab gehend.

So hatte der gute Pfarrer allmählich seine Ruhe ziemlich wiedererlangt. Der Gedanke, der ihm im ersten Schrecken gekommen war, der Verdacht der Bluttat möchte am Ende auf ihn selbst gelenkt werden, schien ihm nun doch gar zu unwahrscheinlich. „So etwas wird der Maire und seine politischen Freunde denn doch nicht wagen“, sagte er sich. „Sie werden mir freilich alle möglichen Unannehmlichkeiten verursachen, Verhöre, Protokolle, Vorladungen vor Gericht, am Ende gar eine Haussuchung. Auch werden sie den Verlust der Summe vielleicht mir zur Last legen wollen und mich als einen unklugen Verwalter von Armengeldern in ihren Zeitungsblättern herumziehen. Gerade vor den Wahlen kommt es ihnen gelegen. Ich muß mich auf alles gefaßt machen. Gott sei Dank, daß ich mir nichts vorzuwerfen habe! Jetzt aber will ich mich niederlegen und zu schlafen suchen. Ich werde morgen meinen Kopf brauchen, wenn das Ver-

brechen entdeckt wird und die Untersuchung beginnt.“

Sich Gott empfehlend, wollte Abbe Montmoulin eben in sein Schlafzimmer gehen; da hörte er Schritte durch den Korridor kommen, und gleich darauf wurde an die Türe geklopft. Auf sein „Herein“ trat der Gemeindegemeinder und hinter ihm der Bürgermeister mit dem Notar ein. Sie hatten ihren ersten Plan geändert und beschlossen, zu sehen, welchen Eindruck ihr gemeinsames Erscheinen auf den ihnen verhafteten Pfarrer mache. Obschon sie nämlich auch nicht den leisesten Verdacht hegten, derselbe könne mit einem Verbrechen, wenn ein solches vorlag, im Ernste etwas zu tun haben, waren sie doch sofort entschlossen, dem Priester möglichst viele Unannehmlichkeiten zu bereiten. „Er mag erschrecken oder nicht erschrecken“, sagte der Maire, „das eine wie das andere wird uns den Vorwand zu einem Verhör und einer Hausdurchsuchung geben.“

Abbe Montmoulin erschrock nicht, gab wenigstens kein Zeichen besonderer Überraschung, als er die drei zu so später Stunde bei sich eintreten sah. Er schien sie fast erwartet zu haben; das Zucken, das unwillkürlich um seinen Mund spielte, verriet eher Schmerz als Verwundung. Die großen Augen warfen einen raschen bittenden Blick nach dem Kreuztisch, wie um Hilfe und Beistand in der Stunde der Prüfung. Der Priester war jedenfalls in der Kunst der Verstellung, selbst wenn er den Erstaunten hätte spielen wollen, wenig erfahren. Die schmerzliche Ergebung, welche sein Antlitz widerspiegelte, mußte den drei Herren auffallen.

„Unser später Besuch scheint Ihnen nicht sonderlich unerwartet“, begann der Maire. „Sie scheinen zu wissen, was uns die unangenehme Pflicht auferlegt, Sie zu dieser Stunde zu stören.“

Der gute Pfarrer wurde durch diese Anrede ernstlich verlegen. Er durfte ja nicht verraten, daß er Kunde von dem Verbrechen hatte, und schien unwillkürlich durch seine Miene dennoch etwas verraten zu haben. Vor Schrecken wechselte er die Farbe und stotterte: „Ich weiß wirklich nicht — es ist mir allerdings auffallend, die Herren bei mir zu sehen. Womit kann ich dienen?“

Der Gemeindegemeinder wollte nach seiner Schwester fragen, aber der Maire hielt ihn zurück und sagte: „Einen Augenblick!“ Dann fuhr er gegen den Pfarrer

gewendet fort: „Hm, Sie haben also keine Ahnung was wir fragen wollen? Und doch schien Sie unser gewiß außerordentlicher Besuch keineswegs zu überraschen, als wir eben das Zimmer betraten! Ich wenigstens hatte diesen Eindruck, — Sie nicht, Herr Notar? Herr Gemeindegemeinder?“ Beide erklärten, denselben Eindruck empfangen zu haben. „Hr! Noch eines: man teilte uns mit, Sie seien unwohl, Sie hätten sogar Ihrer Magd die Weisung gegeben, Sie bedürften der Ruhe und wollten heute Abend nicht mehr gestört sein — wie kommt es nun, daß wir Sie zu so später Stunde — es hat schon 11 Uhr geschlagen — noch wach und angekleidet finden?“

„Ich lag den ganzen Nachmittag zu Bette und konnte jetzt nicht schlafen“, antwortete der Pfarrer, der nun seine Ruhe wiedergewonnen hatte. „Was sollen übrigens diese Fragen? Es scheint ja, daß man ein Verhör mit mir vornimmt.“

Die drei Herren blickten sich an. Dann sagte der Maire zum Gemeindegemeinder: „Da der Herr Pfarrer sich gar nicht erinnern kann — oder will —, was uns zu diesem Besuche nötigt, so haben Sie die Güte, es ihm zu sagen. Die sehr ernste Sache berührt ja auch Sie am nächsten.“ Der Gemeindegemeinder sagte in barschem Tone, seine Schwester sei bis jetzt nicht nach Hause gekommen. Man behaupte, sie sei zum Herrn Pfarrer gegangen, um eine große Summe Geldes zu holen. Es scheine also ein Unglück oder ein Verbrechen vorzuliegen. „Wir sind somit zu Nachforschungen verpflichtet und müssen dieselben bei Ihnen beginnen, Herr Pfarrer, da Sie, wie es scheint, die letzte Person sind, bei welcher meine arme Schwester vorsprach“, so schloß der Gemeindegemeinder.

Wiederum bemerkten die drei Herren den schmerzlichen Ausblick zum Kreuztisch. Dann antwortete Abbe Montmoulin gefaßt: „Madame Blanchard ist allerdings heute morgen bei mir gewesen, zwischen 10 und 11 Uhr. Sollte ihr ein Unfall zugestoßen sein, so müßte ich es doppelt beklagen, denn ich gab ihr das ganze Sammelgeld unseres St. Joseph-Vereins mit.“

„Ich muß mich zunächst wieder über die unbegreifliche Ruhe wundern, mit der Sie die Nachricht vom Verschwinden Madame Blanchards aufnehmen. Diese Ruhe ist geradezu unerklärlich, wenn Sie nicht schon von anderer Seite dar-

über unterrichtet waren, obschon Sie das eben ableugneten. Wer hat Ihnen etwas davon gesagt?" fragte der Maire.

"Niemand. Ich weiß nichts", antwortete der Pfarrer.

"Das ist schwer zu glauben! Nun, also Sie gestehen, daß Madame Blanchard heute früh zwischen 10 und 11 Uhr bei Ihnen gewesen ist. Wo ist sie dann hingegangen?"

"Sie sagte, sie wolle nach Hause gehen."
"Ist aber dort nicht angekommen. Aberhaupt hat man sie seither nirgendwo gesehen — wie sonderbar! Und doch wird sie mit einer größeren Geldsumme keinen Gang nach auswärts gemacht haben. Es muß ihr hier im Kloster etwas zugestoßen sein."

"Ich weiß nicht, wie ich ihr Verschwinden erklären soll. Ich zahlte ihr hier im Zimmer 12 000 Franken aus —"

"12 000 Franken!" riefen die drei Herren wie aus einem Munde. "Wie kann man eine solche Summe einer alten, hilflosen Dame anvertrauen! Herr Pfarrer, ich mache Sie für den etwaigen Verlust derselben verantwortlich! Und Madame Blanchard konnte diese Summe in ihrer Tasche unterbringen?" forschte der Maire weiter.

"Da haben wir es!" dachte Abbe Montmoulin. "Genau, wie ich es erwartete! Sie wollen mich für den Verlust des Geldes zur Verantwortung ziehen." Dann fügte er laut hinzu: "Sie legte die Summe, 8000 Franken in Papier und den Rest in Gold und Silber, in ihren Armforb. Es ist mir nicht im Traume eingefallen, daß am hellen Tage auf dem kurzen Wege von hier nach ihrem Hause irgend eine Gefahr vorhanden sein könnte."

"So haben Sie die Dame doch wenigstens bis an das Tor begleitet und können beschwören, daß dieselbe das Kloster mit ihrem Gelde heil verlassen hat?" fragte der Maire.

Abbe Montmoulin zuckte die Schultern. "Ich kann nur beschwören, daß die Vermißte dieses Zimmer mit der genannten Summe im besten Wohlfsein verlassen hat. Es tut mir jetzt sehr leid, daß ich sie nicht bis an das Klostertor begleitete; ich wollte es tun, aber sie gestattete es nicht, da ich etwas erkältet war."

"Ich wiederhole, daß ich Sie vor Gericht für den fahrlässigen Verlust dieser hohen Summe verantwortlich machen werde, wenn dieselbe verloren sein sollte. Es ist ja ein neues, schlagendes Beispiel,

wie liederlich leichtsinnig seitens des Klerus mit den Armengeldern umgegangen wird, deren Verwaltung eigentlich nur der bürgerlichen Behörde zusteht. Es waren Armengelder, mein Herr, auch wenn es freiwillige Sammelgelder waren und Sie werden sich dafür verantworten müssen!" Der Herr Bürgermeister war mit dieser Wendung, die er der Sache gegeben hatte, recht zufrieden. Dann fragte er:

"Und Sie haben also keine Ahnung davon, was der vortrefflichen Madame Blanchard hätte zustößen können?"

Der Pfarrer, der nur in der Beichtkenntnis von dem blutigen Ende der guten Dame erhalten hatte, schüttelte den Kopf und sagte: "Ich habe dieselbe nicht mehr gesehen, seit sie meine Wohnung verließ."

"Nun, meine Herren", wandte sich der Maire an seine Gefährten, "da uns der Herr Pfarrer keine Auskunft über den Verbleib der Vermißten geben kann oder will, obschon dieselbe hier im Kloster verschwunden zu sein scheint, so müssen wir wohl sofort zu einer Haussuchung schreiten. Ist das nicht auch Ihre Ansicht?"

"Gewiß."

"Unbedingt."

"Wollen Sie uns durch das Haus begleiten, Herr Pfarrer?" fragte der Bürgermeister.

"Ich bitte, mich zu entschuldigen. Ich fühle mich wirklich unwohl", sagte Abbe Montmoulin, durch das schroffe Auftreten der Herren begreiflicherweise verlegt.

"Ich finde es sehr auffallend", rief der Maire, "daß Sie ihre Bemühungen nicht mit den unsrigen vereinen wollen, um die Vermißte möglichst bald aufzufinden. Aber das soll uns nicht hindern, unsere Pflicht zu tun. Herr Gemeindegemeinder, nehmen Sie die Lampe; der Herr Pfarrer wird die Güte haben, sich einstweilen mit der Kerze da zu behelfen, wenn er uns auf unserem Gange durch das Haus wirklich nicht begleiten will."

Abbe Montmoulin sah ein, daß er sich durch seinen Unmut zu einer Unflugheit hatte verleiten lassen. Gewiß hätte er ja, wenn er nichts von dem Schicksale der Ermordeten gewußt, der erste sein müssen, der die Lampe ergriff, um nach einer Spur der Vermißten zu forschen. Er suchte jetzt seinen Fehler gutzumachen, indem er selbst die Lampe nahm und sagte: "Ich werde mit Ihnen gehen. Es

fällt mir nicht ein, Ihren Bemühungen für die Vermißte Schwierigkeiten zu bereiten. Ich bitte um Entschuldigung, wenn Ihr barsches Auftreten, welches freilich die aufregende Veranlassung begreiflich macht, mich ein wenig gereizt hat. Wollen Sie mit der Durchsuchung meines Schlafzimmers beginnen?"

„Nun, dazu liegt doch wohl kein Grund vor“, sagte der Maire, durch die letzten Worte des Pfarrers etwas begütigt. „Wir wollen zunächst die Gänge und Treppen besehen, welche von Ihrer Türe zum Tore des Klosters führen und durch welche die Vermißte auf ihrem Heimwege kommen mußte.“

Neuntes Kapitel Die Hausdurchsuchung

Der Pfarrer schritt also mit der Lampe in der Hand den Herren durch den Korridor des Magdalenenflügels zur Haupttreppe voran und leuchtete auf den Boden und in jeden Winkel. Nicht die geringste Spur fand sich, gar nichts Auffälliges. Man stieg die Treppe hinab und besah Stufe für Stufe; man beleuchtete die Steinfliesen des Kreuzganges, jede Ecke, die ein vorspringender Pfeiler oder eine Halbsäule bildete: nichts Außerordentliches ließ sich erkennen. Man kam endlich in die gewölbte Halle der Klosterpforte. Da standen der Gendarm und der Wirt mit einer Laterne. Unwillkürlich verfärbte sich der Pfarrer, als er den Polizisten erblickte; sein Erschrecken fiel dem Manne auf, doch er sagte nichts.

„Das ist die Wohnung des Rüstlers, nicht wahr?“ fragte der Maire.

„Ja wohl“, antwortete der Pfarrer. Der Maire faßte die Türklinke und versuchte einzutreten. Die Wohnung war verschlossen.

„Hier ist der Schlüssel, Herr Bürgermeister“, rief dienstfertig Carillon. „Ich habe dem Herrn Bürgermeister bereits gesagt, daß Lofer gestern nachmittag nach Marseille abreiste und den Schlüssel zu seiner Wohnung bei mir hinterlegte.“

„Richtig. War auch Ihnen die Abreise des Rüstlers bekannt, Herr Pfarrer?“ fragte der Maire.

„Gewiß. Lofer hat mich um Urlaub für diese Woche.“

„Und er ist seither nicht zurückgekehrt?“ Abbe Montmoulin zögerte einen Augenblick mit der Antwort. Er hatte Lofer ausdrücklich versprochen, nicht zu verraten, daß er ihn gesehen habe. Durch

die Mitteilung, daß der Rüstler zur Zeit der Tat im Kloster war, hätte der Pfarrer unfehlbar den Verdacht auf ihn gelenkt. Das wird jeder Beichtvater seinem Beichtkinde gegenüber zu vermeiden suchen, auch wenn er von der Tat außerhalb der Beicht anderweitig Kunde hat. Es muß auch der Schein nach Möglichkeit vermieden werden, daß in der Beicht Gehörte habe den Beichtvater in irgend einer Weise beeinflusst. Aber der Umstand, daß Lofer sein Zimmer betrat, gehörte doch nicht zum Beichtgeheimnis? An sich gewiß nicht! Allein derselbe war doch nur gekommen, um zu beichten, und das auch nur anzudeuten, hätte unter diesen Umständen das Beichtgeheimnis bedenklich gefährdet. „Müßte die Aussage, daß Lofer vor einer Stunde mein Zimmer betrat, nicht eine Menge der versänglichsten Fragen veranlassen?“ sagte sich Abbe Montmoulin. „Man würde wissen wollen, wann und wo ich ihn gesehen, was er bei mir gewünscht, was er geredet habe. Der Untersuchungsrichter würde mich mit seinen Fragen in die Enge treiben. Und wenn ich antwortete: „Was der Rüstler mit mir verhandelte, geht niemand etwas an, darüber verweigere ich jede Auskunft“, so müßte gerade diese Antwort, die doch die einzig statthafte wäre, schon halb und halb verraten, daß es sich um eine Gewissensangelegenheit, wahrscheinlich um eine Beicht handle. Das darf ich aber um keinen Preis auch nur andeuten. Eine Beicht Lofers, der, wie allgemein bekannt, jahrelang nicht mehr gebeichtet hat, müßte unter diesen Umständen den Verdacht des Schlimmsten nahe legen. Das könnte das Beichtgeheimnis in die größte Gefahr bringen, und das darf nicht sein. Lieber das schwerste Opfer als auch nur den Schein, ich hätte die heilige Verpflichtung des Beichtsigills verlezt!“

So sagte sich Abbe Montmoulin und antwortete daher auf die Frage des Bürgermeisters, ob Lofer zurückgekehrt sei: „Meines Wissens nicht.“

„Wie sonderbar Sie sich benehmen, Herr Pfarrer! Was zögerten Sie denn mit dieser höchst einfachen Antwort?“

Abbe Montmoulin suchte sich über seine wachsende Verlegenheit mit der Bemerkung hinwegzuhelfen, er sei etwas unwohl und habe wirklich Kopfschmerz; er fürchte, der Zug in diesem offenen Gewölbe sei ihm schädlich. Der Bürgermeister sagte: „Da der Rüstler abwesend war und nach dem Zeugnisse des Herrn Pfarrers es

noch ist, brauchen wir uns hier unten nicht länger aufzuhalten. Es ist in der Tat kalt und zugig hier. Gibt es keinen andern Ausgang aus dem Kloster als dieses Tor?"

"Es findet sich noch eine Türe auf der Rückseite des Kreuzganges. Dieselbe ist aber verschlossen, wie ich mich überzeugt habe", sagte der Gendarm.

"Gut. Führt keine andere Treppe von Ihrer Wohnung in das Erdgeschoß, Herr Pfarrer?"

"Es ist noch eine Nebentreppe am äußersten Ende des Magdalenenflügels, welche in die Klosterküche, zur jetzigen Ölprelle, führt. Da der Raum aber gewöhnlich abgeschlossen ist, so wird Madame Blanchard dieselbe nicht benutzt haben. Dagegen ist es nicht unwahrscheinlich, daß sie den Weg durch das Oratorium nahm, um daselbst das Hochwürdigste Gut anzubeten, und daß sie dann durch die Sakristeitreppe in den Kreuzgang hinabstieg." Abbe Montmoulin hatte die letzten Worte nur zaudernd ausgesprochen; er wußte ja, daß man dort die Ermordete finden mußte.

"Führen Sie uns sofort diesen Weg!" sagte der Maire. Der Pfarrer schritt also durch den Kreuzgang der Kirche zu, die drei Herren folgten. Er betete still das De profundis und suchte sich auf den blutigen Anblick der Leiche vorzubereiten. Auch hier leuchtete man in jeden Winkel, hinter jede Säule des Kreuzganges, und auch hier umsonst. Von den Kapitälern grinsten phantastische Tier- und Teufelsfräßen hernieder, und es wurde den Herren in dem dunkeln, stillen Säulengange, in dem sie nichts als das Echo ihrer Schritte hörten, unheimlich. Jeder hatte das Gefühl in seinem Herzen, daß er um diese Zeit der Nacht nicht allein in diesem Kreuzgang sein möchte; keiner aber hätte daselbe laut eingestehen mögen.

"Geht jemand da drüben?" fragte der Bürgermeister.

"Es ist nur der Widerhall unserer Schritte", entgegnete der Pfarrer.

"Wie spät ist es eigentlich?" fragte der Gemeindegemeinder.

"Es muß gleich 12 Uhr schlagen. — Sie haben doch keine Furcht vor Gespenstern?" suchte der Notar zu scherzen.

"Ein gebildeter Mann und Gespensterfurcht!" brummte der Gemeindegemeinder fast beleidigt.

"Was war eigentlich früher in dem vom Kreuzgange umgebenen Hofraum?"

fragte der Maire.

"Der Friedhof der Nonnen", antwortete der Pfarrer. „Auf dem Wege, auf dem wir gehen, brachte man die Leichen aus der Kirche, und die Pforte, durch welche wir jetzt treten, hieß deshalb die Totenpforte. Daher auch die Verzierung über dem Türbogen.“ Damit hob er die Lampe empor und beleuchtete einen in Stein gemeißelten Totenkopf mit der Umschrift: Hodie mihi, cras tibi. „Heute mir, morgen dir!“ übersehte er.

"So viel Latein verstehen wir auch, Herr Pfarrer!" sagte ärgerlich der Maire, der nicht gerne vom Tode reden hörte. Abbe Montmoulin öffnete die Türe, und man betrat den Raum, in welchem die Glockenseile hingen.

"Steht diese Tür immer offen?" fragte der Bürgermeister.

"Wie alle Türen im Innern des Klosters", antwortete der Pfarrer. „Hier wird ja dreimal des Tages der Angelus geläutet.“

"Wer tat das in Abwesenheit des Rüstlers?"

"Heute in der Frühe habe ich selbst geläutet; des Mittags und des Abends tat es der Nachbar Jacques, der gewöhnlich den Rüster vertritt", gab der Pfarrer zur Antwort.

"Mittags hatte derselbe also noch nichts Auffälliges wahrgenommen", folgerte der Maire, mißtrauisch in dem Raume umherstehend. Dann schritt er auf die der Totenpforte gegenüberliegende Sakristeitüre zu und versuchte sie zu öffnen.

"Die Türe ist nur während des Gottesdienstes offen", erklärte der Geistliche. „Ich selbst habe sie heute nach der Messe abgeschlossen und den Schlüssel mit auf mein Zimmer genommen.“

"Hier kann die Vermißte also nicht zu suchen sein", sagte der Maire und wandte sich der Wendeltreppe zu, welche so eng war, daß nicht zwei Personen nebeneinander dieselbe Stufe benutzen konnten. Der Pfarrer ging voraus, die Lampe hochhaltend, um den Folgenden zu leuchten. Hinter ihm schritt der Maire; der Gemeindegemeinder und der Notar bildeten den Schluß. Jetzt hatte Abbe Montmoulin den Treppenabsatz erreicht und warf unwillkürlich einen besangenen Blick auf die Türe der Sakristeikammer. Der Maire, dem dieser Blick auffiel, fragte, wohin dieselbe führe. „In eine Kammer, in welcher allerlei Geräte des Rüstlers und altes Gerümpel aufbewahrt wird“, antwortete der Pfarrer und woll-

te weitergehen. Aber der Maire hatte schon die Klinke erfaßt und stieß die Türe auf. Daß einfallende Lampenlicht beleuchtete einen Augenblick die vom Bahrtuche bedeckte Leiche; dann erlosch die Lampe durch den Zugwind, der durch die offene Fensterlücke der Kammer und die rasch geöffnete Türe entstand. Die Herren stießen einen lauten Schrei des Entsetzens aus.

„Was war das, was auf dem Boden lag?“ fragte der Maire, der sich zuerst etwas erhob.

„Ein Bahrtuch und etwas darunter!“ rief der Notar.

„Es spuckt in dem verwünschten Kloster!“ versicherte der Gemeinbeschreiber in heller Angst. „Wir sollten unsere Untersuchung zu einer gelegeneren Zeit vornehmen; ich meine, ich hörte eben 12 Uhr schlagen, als wir die Wendeltreppe hinaufstiegen.“

„Was sagen Sie, Herr Pfarrer? Haben Sie nichts gesehen?“ fragte der Maire. „Zawohl“, lautete die verhältnißmäßig ruhige Antwort. „Ich fürchte, ich sah, was wir suchen.“

„Gerechter Himmel —, und wir stehen hier im Dunkeln bei der Leiche meiner armen Schwester!“ jammerte der Gemeinbeschreiber. „Herr Notar, wir wollen den Gendarm mit der Laterne holen. Um alles in der Welt, begleiten Sie mich; ich sterbe hier vor Angst und wage mich nicht allein durch den dunklen Kreuzgang.“

„Ja, gehen Sie und bringen Sie die Laterne!“ sagte der Maire. „Unten von der Türe in den Kreuzgang aus wird Grisable Ihr Rufen hören.“

Abbe Montmoulin hatte inzwischen die Kammer, in welche von der Kirche her ein schwacher Strahl der Ewigen Lampe fiel, betreten und kniete in stillem Gebete neben das Bahrtuch nieder, dessen Umrisse die jetzt mehr an das Dunkel gewöhnten Augen eben erkennen konnten. Er fuhr fort, für die Ermordete zu beten, wie er es den ganzen Abend hindurch getan hatte, und in diesem Gebete fühlte er, wie immer mehr Ruhe und Stärke in seine zagende Seele einzog, obschon es ihm mit jedem Augenblicke klarer ward, welcher Prüfung er jetzt entgegengehe.

Der Maire, der hinter ihm auf dem Treppenabsatz stehen geblieben war, hatte jetzt erkannt, daß kein Unfall, wie er bisher geglaubt, sondern daß ein Verbrechen vorliege. Wenn wirklich, wie der

Pfarrer sagte, das Bahrtuch die Leiche Madame Blanchards bedeckte, wer hatte sie dann mit demselben zugedeckt? Wie kam es überhaupt, daß der Pfarrer so rasch erkennen konnte, was das Tuch verhülle? Weshalb hatte derselbe einen so seltsamen Blick auf die Türe dieser verborgenen Kammer geworfen? Weshalb sein sonderbares Benehmen, als der Maire mit seinen Begleitern bei ihm eintrat? als er ihm von einer Haussuchung sprach? als er ihn an der Pforte fragte, ob der Küster zurückgekommen sei? Sollte das alles nicht auf ein Mitwissen des Verbrechens deuten? Sollte der Pfarrer am Ende nicht gar —? Nein, das mochte der Maire doch nicht denken: ein Priester von bisher unbescholtenem Leumund — ein Mörder! Aber unmöglich wäre auch das am Ende nicht! Abbe Montmoulin war, wie allgemein bekannt, arm und hatte arme Verwandte; die große Summe mochte ihm zum Fallstrick geworden sein. Und schließlich, auf wen mußte denn der nächste Verdacht fallen als auf ihn, der ja zur Zeit des Verbrechens allein mit dem Opfer im Kloster war? — Diese Gedanken gingen dem Maire durch den Kopf, während er auf die Rückkehr seiner Gefährten wartete, und er kam zu dem Schlusse, der Pfarrer habe sich mindestens der That verdächtig gemacht, und es liege Grund genug vor, denselben vor dem Untersuchungsrichter zur Verantwortung zu ziehen. Fast freute er sich darüber; denn der Skandal, von dem sie vor wenigen Stunden beim Weine gesprochen hatten, schien jetzt gefunden, und eine furchtbare Waffe gegen die verhassten Klerikalen war in seine Hand gegeben. „Sie soll benutzt werden!“ sagte der Bürgermeister zu sich.

Jetzt hörte man vom Kreuzgange her Stimmen, und gleich darauf wurde der Schein der Laterne bemerkbar. Einen Augenblick später hatte der Gendarm mit derselben den Treppenabsatz erreicht und leuchtete in die Kammer. Man sah nun deutlich das Bahrtuch, unter welchem, der Türe zugekehrt, die Füße einer Frau hervorschauten. Neben dem Bahrtuche kniete ruhig betend Abbe Montmoulin. Alle andern brachen in laute Rufe des Schreckens und der Bestürzung aus. Jetzt war kein Zweifel mehr möglich: Madame Blanchard war das Opfer eines Mörders geworden! Was man vorher beim plötzlichen Aufflammen der erlöschenden Lampe gesehen, konnte ja



„Neben dem Bahrtuche kniete ruhig
betend Abbe Montmoulin.“

ein Spiel der aufgeregten Einbildungskraft gewesen sein, welche unter dem schwarzen Bahrtuche eine Leiche bloß vermutete.

„Heben Sie die Laterne mir“, sagte der Maire zum Gendarmen, nachdem man die Ruhe zur Not wieder gewonnen hatte. „Heben Sie nun vorsichtig das Tuch etwas in die Höhe, so daß nichts aus der Lage kommt.“

Der Gendarm lüftete das Bahrtuch so weit, daß das Antlitz und der Oberleib der Toten sichtbar wurde. Das bläuliche Gesicht und die verglasten Augen erschreckten die Beischaer.

„Sie ist erlöset worden“, sagte der Gendarm und deutete auf das mit Blut getränkte Kleid und auf die Blutlache, in der sie lag.

„Es kann kein Zweifel sein, daß sie tot ist?“ fragte der Notar.

„Kalt und steif“, erwiderte der Gendarm.

„Sie erkennen Ihre Frau Schwester?“ fragte der Maire den Gemeindegemeinschreiber.

„Leider nur zu gut! Aber ich bitte, die Leiche zudecken. Ich kann den Anblick nicht ertragen.“

„Ja, zudecken!“ rief auch Carillon mit abgewandtem Gesichte. „Der Unblick wird mir im Traume vorkommen. Wenn ich geahnt hätte, daß solche Schrecken hier auf uns warteten, wäre ich niemals mitgegangen.“

„Noch einen Augenblick!“
sagte der Maire zum Gen-
darmen, der das Bahrtuch
wieder über die Leiche spre-
ten wollte. Dann wandte er
sich an Abbe Montmoulin,
welcher noch immer neben
der Toten kniete, und frag-
te, den Geistlichen scharf
fixierend: „Was sagen
denn Sie zu diesem ent-
setzlichen Ereigniz?“

„Ich bete für die Ermor-
dete und für den Mörder.“

„Hm —, und wer wird denn der Mörder sein?“

„Ich weiß es nicht. Sie
nicht mich —?“

„Ich habe noch keine Meinung geäußert. Aber der Verdacht, der sich aufdrängen muß, entgeht auch Ihnen nicht, wie Ihre Antwort beweist. Jedenfalls werden Sie dem Untersuchungsrichter Rede und Antwort stehen müssen. Es ist meine Pflicht, sofort an die Polizeibehörde nach Alg zu berichten. Herr Pfarrer, Sie werden uns auf Ihr Zimmer folgen. — Decken Sie nun die Tote vorsichtig zu Grisable, so daß nichts in der Lage oder sonstwie verschoben wird. Die Herren können bezeugen, daß wir nichts verändert haben? Gut. Grisable, bleiben Sie hier und bewachen Sie die Leiche. — Herr Carillon, Sie haben wohl die Güte, ein Diensttelegramm, das ich Ihnen gleich übergeben werde, zur Post zu bringen. Dasselbe muß sofort expediert werden.“

(Fortsetzung folgt.)